**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
**Herausgeber:** Pestalozzigesellschaft Zürich
**Band:** 24 (1920-1921)
**Heft:** 5

**Artikel:** Der Spielteufel
**Autor:** Widmann, Wilhelm
**DOI:** https://doi.org/10.5169/seals-661656

**Nutzungsbedingungen**
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

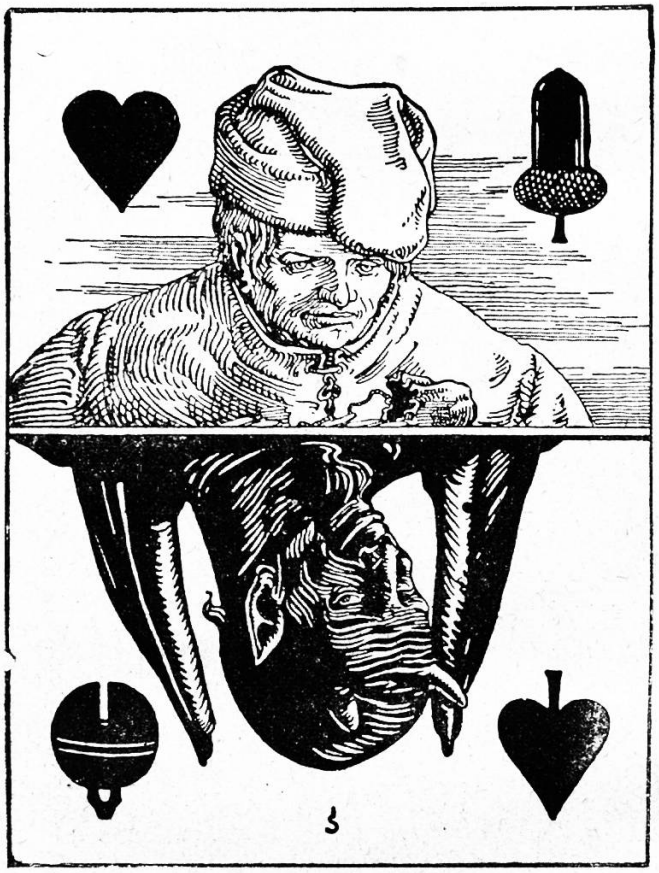
**Download PDF:** 13.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

# Der Spielteufel.

Von Wilhelm Widmann.

„Es sind itzt wirklich alle Teufel los!" So klagte der sächsische Magister und Sittenprediger Musculus Anno 1557, insbesondere zeterte er über das greuliche Wüten des Spielteufels, wobei er einen Spielwütigen bekennen läßt: „Unser Abgott, Herr und anreitzer ist der Spilteuffel, welcher uns spilen heist, auch fein lüstig zum spil macht, daß uns das hertz im leib lacht, wenn wir von karten und würfeln hören oder dieselbigen sehen; er lehret uns auch, unrecht spilen, die bletter in die karten schichten, vermengen, zwicken und zeichnen, auf daß wir sie kennen und wissen mögen, was andere in der faust haben." — Viele finden, daß auch in unseren Tagen wieder „alle Teufel los sind" und mehr denn je der gefährliche Spielteufel in deutschen Landen umgeht und Opfer heischt. Aus Berlin, Dresden, Nauheim, mehreren Seebädern und anderen Großstädten und Kurorten sind in der jüngsten Zeit in der Tat erschreckende Spielertragödien bekannt geworden, so daß sich Polizei und Regierungstruppen zu einer großzügigen Offensive gegen die Spielklubs veranlaßt sahen. Nachforschungen ergaben, daß in Berlin allein Anfang dieses Jahres über 60 Spielklubs bestanden, deren tägliche Gesamteinnahme an Kartengeldern 300,000 Mark betragen haben soll. Verluste von 80,000 Mark seien dort keine Seltenheit, solche von 30,000 Mark gelten als normal; Herren und Damen, die 10,000 Mark verlieren, werden als „kleine Spieler" betrachtet. Ein Korrespondent der „Times" bezeichnet Berlin als die größte Spielstadt Europas; mithin wäre die Reichshauptstadt in der Gegenwart die Hochburg des Spielteufels.



Der Spielteufel. Von Josef Sattler.

Gespielt haben die Menschen nach dem Ausspruche eines berühmten Strafrechtlehrers, seitdem sie es verstanden, Werte zu schaffen und zu übertragen. Mit der fortschreitenden und ausartenden Kultur steigerte sich die natürliche Spiellust zur krankhaften Spielsucht. Wie Tacitus berichtet, huldigten schon die alten Germanen übereifrig dem Würfelspiel; seine Römer waren aber ebenfalls großenteils leidenschaftliche Knobler, wie das Gesetz „De aleatoribus" und die dem Virgil zugeschriebenen Gedichte „De ludo" beweisen. Die homerischen Helden würfelten im Lager von Troja, um die Langeweile zu bannen; im allgemeinen liebten die alten Griechen

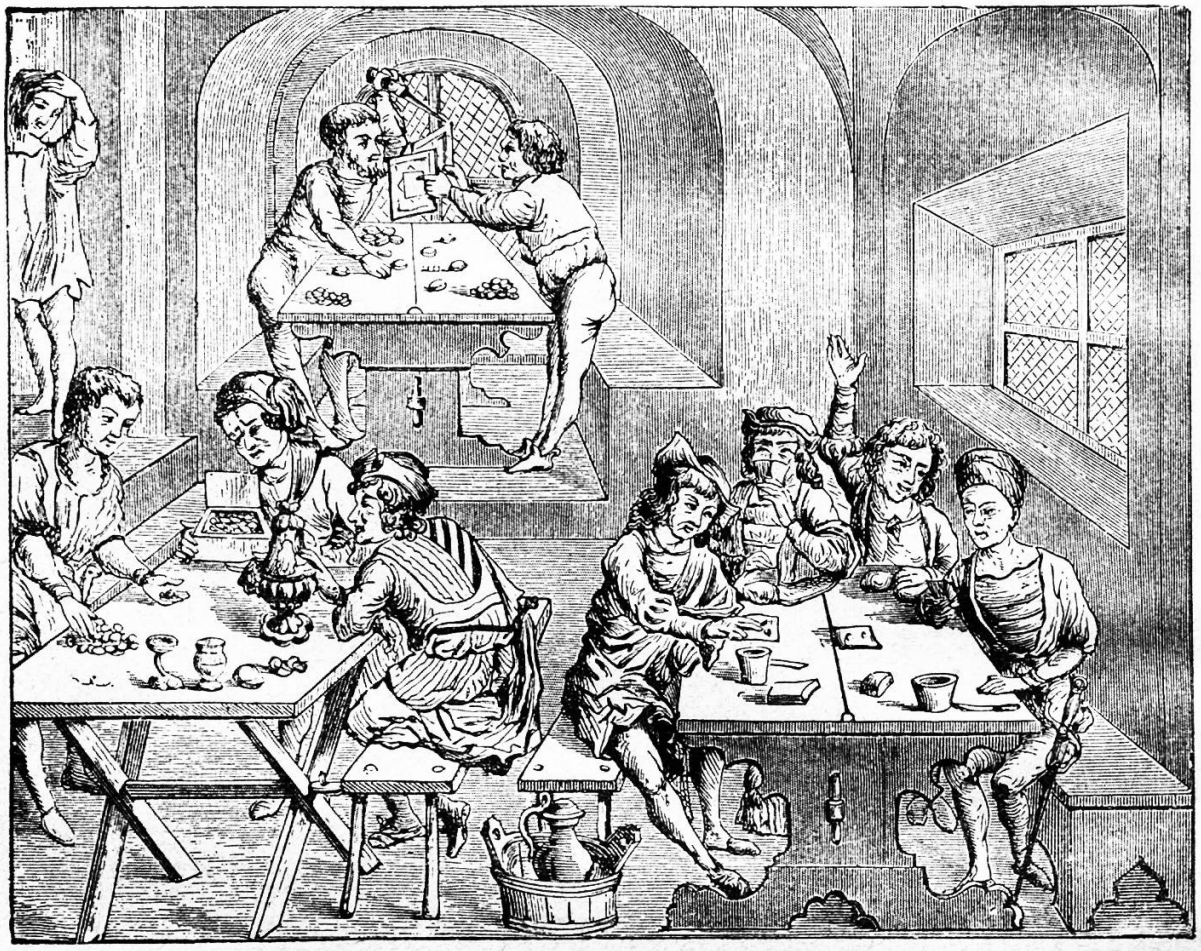
aber edlere Vergnügungen; sie zogen Tanz, Musik und Körperübungen dem Glücksspiele vor. Bis ins Mittelalter hinein behalfen sich die Spielbrüder mit Würfeln; endlich kamen die Karten — wahrscheinlich eine indische Erfindung — durch Araber ins Abendland. Im Laufe des 14. Jahrhunderts fanden sie in Italien, Deutschland, Frankreich, England und Spanien Eingang und gewannen schnell viele Freunde. Noch im selben Jahrhundert verboten die Bischöfe von Würzburg und Trier das „sündige Kartenspiel", das bald darauf von englischen Sittenpredigern als „Gebetbuch des Satans" gebrandmarkt wurde. Noch vor dem schon angeführten Sachsen Musculus wetterte in Deutschland der wackere Straßburger Stadtschreiber und Dichter Sebastian Brant gegen das Umsichgreifen der Spielleidenschaft. In seinem 1494 erschienenen „Narrenschiff" widmet er den Spielnarren ein besonderes Kapitel und hebt darin hervor:

„Noch find ich närrischer Thoren vil,
Die haben Freude nur am Spil
Und wähnen, sie könnten leben nit,
Solten sie nicht umgehn damit
Und spielen Tag und Nacht in Saus
Mit Karten und Würfeln in vollem
Braus . . .
Viel Frauen die sind auch so blind,
Daß sie vergessen, wer sie sind,
Und was verbietet jedes Recht,
Sie mischen sich mit anderm Geschlecht;
Sie sitzen bey den Männern frey,
Zuchtlos und ohne natürliche Scheu
Und karteln, würfeln spät und fruh,
Was doch den Frawen nicht steht zu.
Sie solten an der Kunkel lecken
Und nicht zum Spil bey Männern
stecken!"

**Faust wird beim Glückspiel vom Teufel geholt.**
Titelbild des Volksliedes vom Doktor Faust, „Steyr, gedruckt bey Joseph Greis."

Demnach haben auch die Weiblein im 15. Jahrhundert bereits emsig am Hasardspiel teilgenommen. Weit mehr noch als in Deutschland herrschte die Spielsucht damals in Frankreich, wo der Spielteufel bald darauf durch Errichtung öffentlicher Spielhäuser („Spielhöllen") höchste Förderung erfuhr. Besonders üppig blühten dort Spielhöllen unter Ludwig XIV., der selbst ein leidenschaftlicher Spieler war. In Frankreich kam auch das erste und erfolgreichste Spielerstück auf die Bühne: „Le Joueur" von Jean François Regnard, dem geistsprühenden Satiriker, von dem Voltaire sagte: „Wem Regnard nicht gefällt, der ist nicht wert, Molière zu bewundern." Die 1696 vom Théâtre français uraufgeführte Charakterkomödie mit ihrer scharfen Geißelung der Spielsucht erregte außerordentliches Aufsehen, wurde zum Zug- und Repertoirestück, fand in Übersetzungen auch in Deutschland reichen Beifall und veranlaßte zahlreiche Nachahmungen. Lessing rühmt in seiner „Dramaturgie" anläßlich der Hamburger Aufführung den „Spieler" als das beste Stück, das Regnard geschaffen habe; in jener Hamburger Aufführung am 7. Mai 1767 gab der berühmte Konrad Eckhof die Hauptrolle des vom Spielteufel besessenen Va-

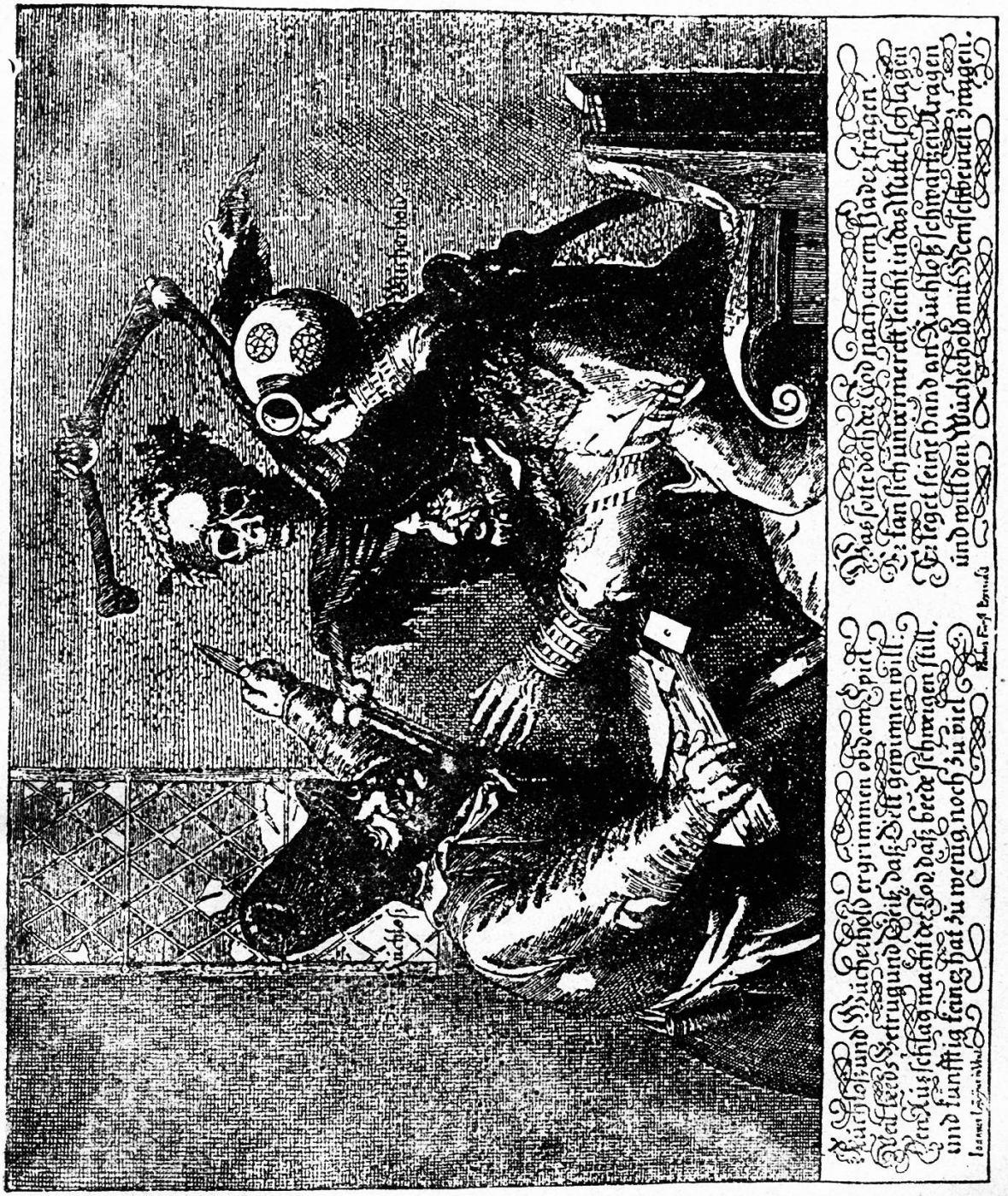
ters. Zuvor war auf der Hamburger Bühne bereits die aus England eingeführte Tragödie „Spieler Beverley“ von Edward Moore (ebenfalls mit Eckhof in der Titelrolle) dargestellt worden; in diesem erschütternden Spielerdrama, das Saurin für die französische und Huck, Schröder und Steffens für die deutsche Bühne bearbeiteten, endet der edel veranlagte, aber dem Spielteufel verfallene Familienvater Beverley nach schweren Seelenkämpfen durch Selbstmord. Auch Lessing hat den Spieler auf die Bühne gebracht. Sein Riccaut de la Marlinière in der „Minna von Barnhelm“ lebt



**Spieler im Wirtshaus. Nach einem Holzschnitt aus dem Jahre 1517.**
Die Frau eines zugereisten Gastes, der in der spielhöllischen Herberge ausgeplündert wird, steht im Hemde links oben und schaut vor Angst und Sorge nach ihm aus.

noch heute als der klassische Typus des skrupellosen französischen Falschspielers auf dem Theater fort. Lessing, der selbst gern dem Glücksspiele huldigte, schuf ihn nach einem lebenden Modell, das er an der Spielbank zu Pyrmont kennen gelernt hatte. Dem Vorwurf des Falschspielers begegnet dieser meisterhaft gezeichnete Abenteurer Riccaut, mit dem entrüsteten Widerruf: „Corriger la fortune, l'enchaîner sous ses doigts, être sûr de son fait — das nenn die Deutsch betrügen? Betrügen! O, was ist die deutsch Sprak für eine arm Sprak! Für eine plump Sprak!“ Die beiden Mannheimer Schauspieler und Bühnenschriftsteller Beil und Iffland haben gleichfalls Spielergestalten auf die Bühne gestellt; auch sie konnten aus Erfahrung schöpfen, denn sie waren beide in jungen Jahren eifrige Besucher des Spieltisches. Beil, Schillers erster Schweizer, derselbe hochstrebende Künstler, der mit Iffland und Böck (dem ersten Franz und Karl Moor)

einen idealen Bund schloß, „um die Schauspieler in bessere Menschen zu wandeln“, vergaß, die Karte in der Hand, seine reformatorischen Absichten. Als Ludwig Schröder zu Besuch nach Mannheim gekommen war, fand er Beil wie in einem Gefängnisse zu Bett. Beil hatte nämlich in der Nacht zuvor nicht nur all sein Geld, sondern auch seine Kleider verspielt. Der gutmütige Hamburger Kollege ließ sie auslösen und heimlich wieder herbei-




Die vom Tode überraschten Spieler. Kupferstich nach Jean Lievens (17. Jahrhundert).

schaffen. „Ein unbekannter Freund ist auch ein Freund!“ zitierte Beil feierlich und erhob sich gravitätisch von seinem Lager. Beils Schauspiel: „Die Spieler oder Schonung bessert“, 1785 in Mannheim zuerst aufgeführt, fand nur wenig Beachtung; Ifflands fünfaktiges Rührdrama „Der Spieler“, das 1796 im Mannheimer Nationaltheater die Taufe empfing, machte dagegen mit Glück die Runde über die deutschen Bühnen. Iffland selbst

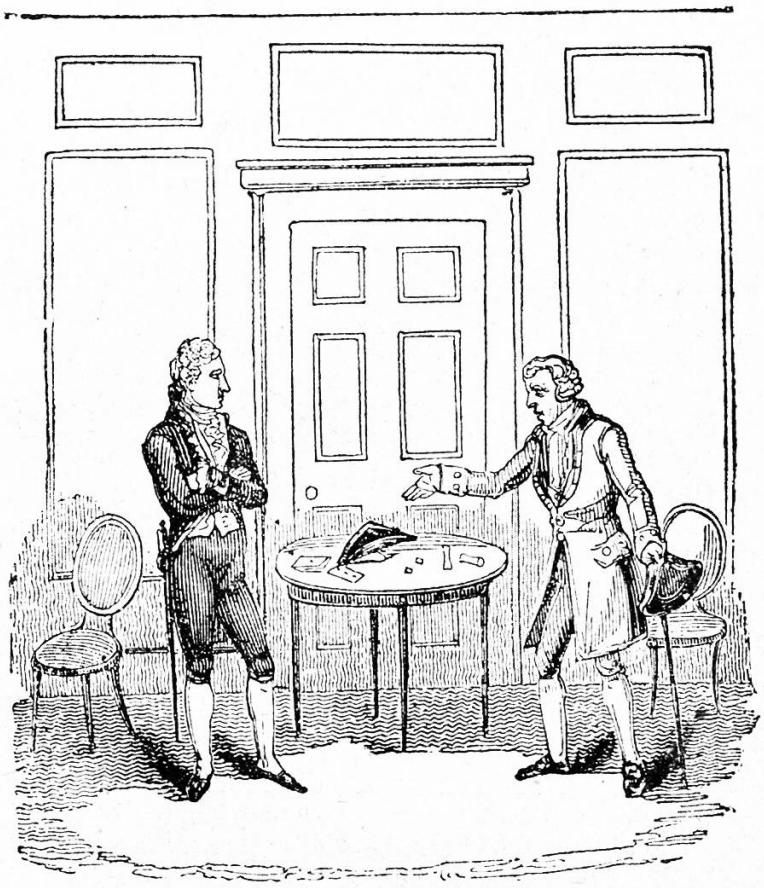
und später Ludwig Devrient und andere bedeutende Charakterspieler paradierten gern in der dankbaren Aufgabe des spielsüchtigen Hauptmanns Posert, der mit moralischer Besserung aus dem Kampfe hervorgeht. L'hombre, Quinze, Pharo und die „Vierzehn Bücher" waren damals die beliebtesten Kartenspiele, die zu Hasardzwecken benutzt wurden. Die französische Spielmaschine Roulette kam erst im 19. Jahrhundert in Brauch.

„Der Spieler" von Regnard. Nach einem Gemälde von Moreau.
(4 Akt, 3. Szene)

Wie Dramatiker haben auch Maler und Zeichner packende Vorgänge aus dem bewegten Spielerleben in Kunstwerken geschildert. Besonders berühmt sind Caravaggios „Falsche Spieler" und Hogarths „Spielszene aus dem Leben eines Liederlichen". Michelangelo Amerighi, nach seinem Geburtsort Caravaggio genannt, ein echter Sohn seiner Zeit (1559—1609), wild und leidenschaftlich in seinem Leben und in seinen Werken, zeigt in den „Falschen Spielern" Gestalten von packendster Wahrheit und Lebenskraft. Je ein Exemplar des mehrfach ausgeführten Bildes befindet sich im Palazzo Sciarra zu Rom und in der Dresdner Galerie. Der große englische Künstler William Hogarth veranschaulicht auf dem sechsten Blatte seiner Bilderreihe den „Liederlichen", der alles alles verspielt hat. Der Unglückliche kniet auf dem Boden, knirscht mit den Zähnen und flucht mit gegen den Himmel erhobenen Händen. Einer seiner Unglücksgefährten kehrt, ganz in sich gekrümmt, dem Spieltisch den Rücken, der andere, dem aus seiner rechten Rocktasche Pistole und Maske hervorsehen, sitzt in dumpfen Gedanken vor dem gegitterten Kamin — taub für den Knaben, der ihm schäumenden Porter bringt. Noch ein Unglücklicher lehnt sich an die Wand und kaut an seinen Fingern, während von einem dicken Herrn die am Spieltisch gewonnenen Guineen langsam eingestrichen werden, und zwei andere Glückliche, die neben ihm stehen, ihren Gewinst in klingender Münze

Hand in Hand teilen. Lichtenberg hat in seinen Schriften eine geistvolle Erläuterung der Hogarthschen Sittengemälde gegeben. Erwähnt sei hier beiläufig noch die 1796 in Paris erschienene Karikatur „Der Vampyr", die sich im besonderen gegen das damals in Blüte stehende und namentlich in den niederen Volksklassen viel Unheil stiftende Lottospiel richtet, und Gillrays Spottbild auf den spielsüchtigen Herzog von York aus derselben Zeit.

In Wien gab es im 18. Jahrhundert große und kleine Spielhäuser, zu denen Männer und Frauen vermummt und heimlich pilgerten. Man spielte vor und nach Tisch, bei Tageslicht und des Nachts, man spielte im Bürgerhause und im Palais des Adels — auch in der Hofburg. Selbst Kaiserin Maria Theresia, die ein von würdigsten Grundsätzen geregeltes Leben führte, hatte ihr Pharo, zu dem für die Abendstunden einige Damen ihres Hofes befohlen wurden; doch waren hier nur bescheidene Einsätze gestattet. Ihr Gatte, Kaiser Franz I., trieb diese Passion minder harmlos. Zwei privilegierte Bankhalter, die piemontesischen Brüder Guasco, waren für ihn angestellt. Kurz vor Ausbruch des Siebenjährigen Krieges verlor er — ein böses Omen — zehntausend Dukaten. Durch kaiserliches Dekret vom 1. Juli 1759 wurden Hasardspiele auch im Burgtheater zugelassen, mit der Einschränkung, „daß nur um bares Geld gespielt werde, daß das Spiel nicht länger dauere als die Komödie und daß nur jene Personen spielen dürfen, welche auch in die Redoute gehen können und allda in die Säle gelassen werden". Seitwärts vom Parterre wurden eigene Spielzimmer eingerichtet, an deren Eingängen eine in deutscher und französischer Sprache abgefaßte Spielordnung angebracht war. Die Abgabe an die Spielkasse bestand darin, daß „jeder, der sich zum Taillieren niedersetzte, zehn Dukaten" entrichten mußte. Mit den sehr beträchtlichen Einnahmen wurde ein Teil der Theater-




Aus der Tragödie „Der Spieler" („Beverley") von Edward Moore.

(2. Akt, 1. Szene.)

Beverley: Was spricht die Welt von mir?

Jarvis: Wie von einem Toten, von einem, der traumwandelnd in einen Abgrund fiel. Die Welt betrauert Euch!

Beverley: Und bemitleidet mich, nicht wahr? Ich will Euch sagen, was sie wirklich spricht; sie nennt mich schurkisch, schilt mich einen treulosen Gatten, einen grausamen Vater, einen falschen Bruder, einen Verlorenen, mit einem kurzen Worte: sie nennt mich — Spieler.

ausgaben bestritten. Erst nach dem Tode des Kaisers Franz, im Jahre 1765, wurde die unwürdige Einrichtung aufgehoben.

Bis 1839 blieb Frankreich das Dorado der Spieler. In jenem Jahre wurden unter Louis Philipp die öffentlichen Spielhäuser durch Gesetz „für ewige Zeiten" aufgehoben und geschlossen. Daraufhin siedelten die bedeutendsten französischen Spielunternehmer (Benazet, Blanc u. a.) nach Deutschland über, und etliche geldbedürftige deutsche Kleinstaaten verpachteten ihnen gegen hohe Abgaben das Recht, öffentliche Spielbanken zu halten. So entstanden die Spielhöllen in Baden-Baden, Wiesbaden, Homburg, Ems usw., die ungezählte Opfer forderten. Die deutsche Nationalversammlung beschloß zwar 1848 die Aufhebung dieser Spielhäuser, vermochte aber ihren rühmlichen Beschluß nicht durchzusetzen; erst zwei Jahrzehnte später, durch das Gesetz vom 1. Juli 1868, wurde die Abstellung dieses Übels möglich, doch verzögerte sich die Schließung der Spielbanken noch bis 1872; mit Abschluß dieses Jahres hörte die öffentliche Schande endlich auf. Eine der vielen tragischen Szenen, die sich in jenen

**Beim Glücksspiel. Spottbild von James Gillray auf den spielsüchtigen Herzog von York.**
(Aus Gillrays Karikaturenserie „Die Laster", London, 1796)

**Falsche Spieler. Nach dem Gemälde des Caravaggio.**

staatlich privilegierten Lockstätten des Spielteufels zutragen, schildert Friedrich Theodor Vischer in seinen „Epigrammen" aus Baden-Baden unter dem Titel „Nichts Neues" mit grimmiger Satire:

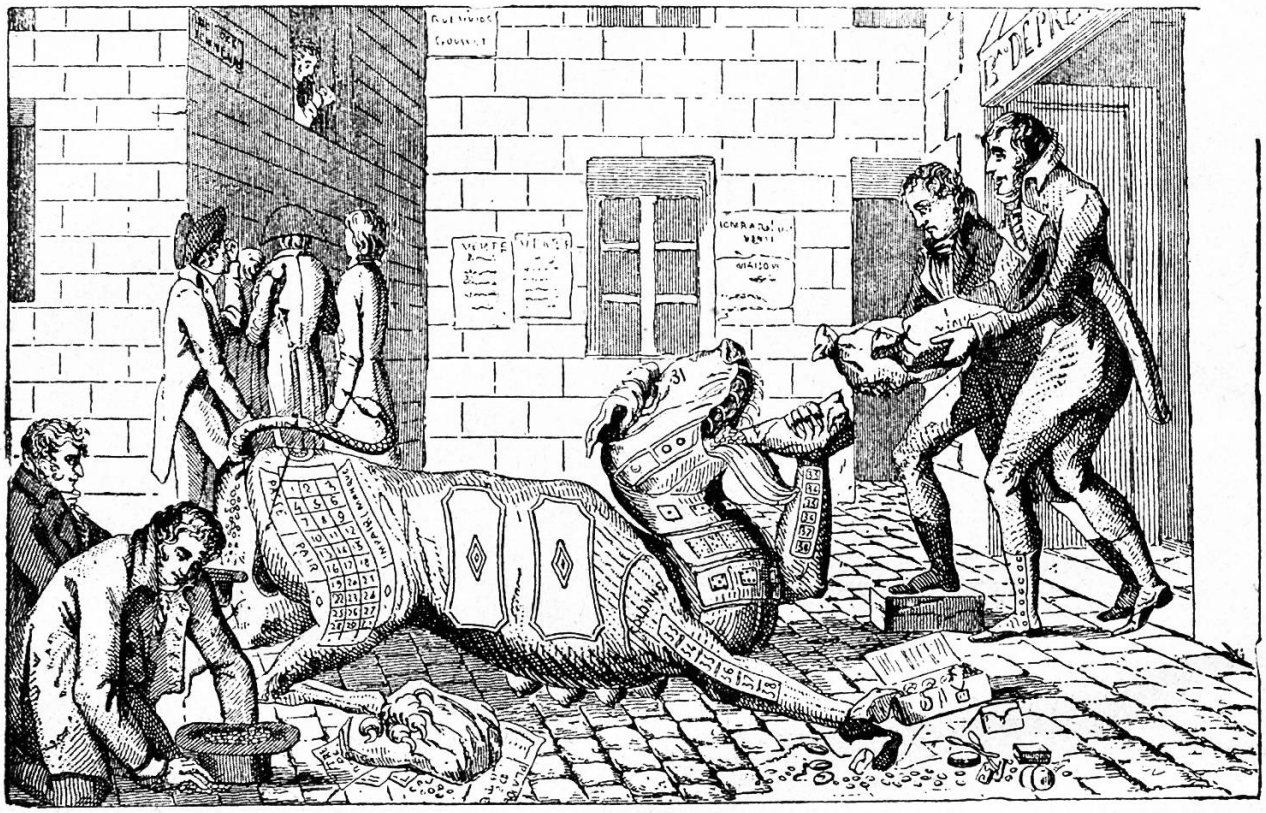
„Aus dem Spielsaal kamen sie her; es fragte das Mämchen: / Avez-vous gagné? Oui, sprach der geschniegelte Fant. / So im Vorübergehn vernahm ich die Worte in dunkler / Stunde der Mitternacht just nach dem Schlusse des Spiels. / Froh des Dunkels und müde des Tags und müde des Taumels, / All des Lärmens um nichts suchte das Lager ich auf. / Plötzlich knallt es; ein Schuß aus stark geladener Waffe / Fährt wie ein jäher Blitz wild in die Stille der Nacht, / Hart am Hause; ich eile hinab, die Bewohner, die Nachbarn / Kommen mit Kerzen herbei, leuchten im Finstern

„Aus dem Leben des Liederlichen." Von Hogarth. (London, 1736.)
(6. Bild: Alles verspielt.)

umher. / Siehe, ein sterbender Mann! Ausatmend streckt er im Blut sich / Und an der Mauer hinauf klebt das verspritzte Gehirn. / Neben dem Leichnam fand sich ein Blatt, mit zitternden Zügen / Gab es Kunde vom Los, welches den Armen ereilt. / Bürger war er im Nachbarland und nährte sich redlich; / Da zum verfluchten Tisch lockt ihn der tückische Reiz. / Sein Erspartes verspielt er, den letzten Pfennig verspielt er, / Weib und Kinder daheim läßt er als Bettler zurück. / Schauernd stand ich, sie sahen mich an; das ist ja nichts Neues / Hier bei uns, / so was, sagten sie, sind wir gewohnt. / Schickten zur Polizei, damit sie fürs Weitere sorge, / Zuckten die Achseln und dann stiegen sie gähnend zu Bett."

Nach Vertreibung aus Deutschland konnten Spielpächter nur noch in Spaa, Monaco und Saxon (Kanton Wallis) in öffentlichen Häusern ihr schmähliches Gewerbe treiben, doch blühten überall im geheimen oder halb-

öffentlich geschlossene Gesellschaften (Spielklubs), in denen der amtlich verbannte Spielteufel Unterschlupf fand und seine zerrüttende Tätigkeit bis in die Gegenwart munter fortsetzte. Die Gärungen der jüngsten Zeit, die Üppigkeit der durch Kriegsspekulationen entstandenen „neuen Reichen" und die Gier vieler erschütterter Existenzen, sich durch Glück im Spiel zu retten, die Arbeitsscheu und gesunkene Moral weitester Volkskreise führten neuer-



„Der Vampyr." Französische Karikatur auf das Lottospiel. (Paris, 1796.)

dings zu Ausschreitungen des Hasardspiels, die ein entschlossenes Eingreifen der staatlichen Macht notwendig machten. Läßt sich auch die tiefeingewurzelte Spielleidenschaft nicht ausrotten, so läßt sich doch die gewerbsmäßige Verführung und Ausbeutung gründlich einschränken. Julius Weber, der lachende Philosoph, hatte recht, da er sagte: „Moses vergaß zu seinen zehn Geboten das elfte: Du sollst nicht spielen!"

Mit Humor hat Lichtwer das wunderliche Treiben der Spieler verspottet, der „Seltsamen Menschen", elfhundert Meilen „hinter den Huronen", über die er einen weitgereisten Mann bei seiner Heimkehr erzählen läßt:

„Sie sitzen oft bis in die Nacht
Beisammen fest an einer Stelle
Und denken nicht an Gott und Hölle.
Da wird kein Tisch gedeckt, kein Mund wird naß gemacht;
Es könnten um sie her die Donnerkeile blitzen,
Zwei Heer' im Kampfe steh'n; sollt' auch der Himmel schon
Mit Krachen seinen Einfall droh'n,
Sie bleiben ungestöret sitzen;
Denn sie sind taub und stumm. Doch läßt sich dann und wann

Ein halb gebrochener Laut aus ihrem Munde hören,
Der nicht zusammenhängt und wenig sagen kann,
Ob sie die Augen schon darüber oft verkehren.
Man sah mich oft erstaunt zu ihrer Seite stehen;
Denn wenn dergleichen Ding geschieht,
So pflegt man öfters hinzugehen,
Daß man die Leute sitzen sieht.
Glaubt, Brüder, daß mir nie die gräßlichen Gebärden
Aus dem Gemüte kommen werden,
Die ich an ihnen sah. Verzweiflung, Raserei.
Boshafte Freud' und Angst dabei,
Die wechselten in den Gesichtern.
Sie schienen mir, das schwör ich euch,
An Wut den Furien, an Ernst den Höllenrichtern,
An Angst den Missetätern gleich.
Allein, was ist der Zweck? so fragen hier die Freunde.
Vielleicht besorgen sie die Wohlfahrt der Gemeinde? —
Ach nein! — So suchen sie der Wahrheit Stein? — Ihr irrt!
So wollen sie des Zirkels Viereck finden? —
Nein! — So bereu'n sie alte Sünden? —
Das ist es alles nicht — So sind sie gar verwirrt,
Wenn sie nicht hören, reden, fühlen,
Noch seh'n: was tun sie denn? — Sie spielen!"

## Mis Wandere.

Wenns Sommer wert of Wes ond Wege,
so gryfts mi wie=n=e Fieber a.
I möcht dörus, wyt fort go wandre.
Drom cha mi kom me rüebig ha.

Ond chont en Tag so froh ond heiter,
so nim i g'schwind de Stegge z'Hand.
I stig of d'Berg ond go dör Täler
ond freu mi a mim Vaterland.

Doch, scho nach e par Wandertage
so hät mis Wöntsche fryli Rueh.
Es zücht mi a verborgne Fäde
of z'mol a miner Heimat zue.

Ond chom i hei is Stöbli, isch mer,
als öb e Lüchte ome sei,
als stöngs a alle Wände g'schrebe:
Em schönste isch halt doch dehei.

Traugott Schmid.